

Vier graue Weiber

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **13 (1918)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie kommt nicht gern in großen Schweiß,
denn scheint die Sonne gar zu heiß,
so legt sie sich in kühlen Schatten
im nahen Wald auf grüne Matten.

Sie ist von ganz besondrer Art.
Behandelt man sie nicht recht zart,
zeigt sie ganz häßliche Manieren,
sie fickt und schlägt mit allen Vieren.

Das Rindvieh ist in diesem Land
als ordnungsliebend wohl bekannt.
Doch diese Kuh — es ist zum Lachen —
die läßt sich keine Vorschrift machen.

Sie brüllt des Nachts auf Knall und Fall,
hat sie nicht Streu genug im Stall.
Und tut man nicht nach ihrem Willen,
so hört sie auch nicht auf zu brüllen.

Wenn sie einmal recht durstig ist
und ringsumher kein Wasser fließt,
so setzt sie sich recht breit und heiter
und trinkt die Milch aus ihrem Euter.

Da flucht mein Nachbar: „Schwerenot!
Ich schlag die Kuh noch einmal tot!“
Doch bald verliert sich seine Galle,
es ist sein schönstes Stück im Stalle.

Auch mir gefällt das gute Tier,
und ganz im stillen denk ich mir:
O, armes Volk, wann wirst denn du
einmal so klug wie diese Kuh?

J. Schiller.

Vier graue Weiber.

So nennt Goethe im Faust: Mangel, Schuld, Sorge und Not. Welches sind ihre Erzeuger? Der nimmerfatte Lebemensch Profit mit all seinen Dienern und die feile Dirne Kapital. Die anarchistisch-bürgerliche Wirtschaftsordnung nährte sie, der Krieg zog sie groß, machte aus ihnen Riesenweiber.

Sie waren vor 1914 schon in allen Dimensionen eigentliche Trampeltiere. Wo sie hintraten, mußte das blühende Leben weichen; aber was war das, im Vergleich zu dem, was sie jetzt, ausgewachsen, im Sturmschritt niederrennen? Praktisch, nicht mehr bildlich gesprochen: Was bedeutet eine Verteuerung der Lebenshaltung in etwa 18 Jahren von 1892—1910 um zirka 30 Prozent, gegenüber der Teuerung, wie sie sich seit Kriegsausbruch geltend macht? Schon Ende 1917 hatten wir mit einer Preissteigerung zu rechnen, die im Durchschnitt 100 Prozent schon überschritten hatte, und nun kommen mit einer unheimlichen Schnelligkeit die neuen Aufschläge auf die Monopolartikel und die Milch, die selbstverständlich wieder andere zum Gefolge haben werden, so daß wir also eine Verteuerung um 150 Prozent auf Lebensmittel und Bedarfsartikel haben, d. h. für das gleiche Quantum Ware, das wir für 50 Rp. bekamen, zahlen wir jetzt Fr. 1.50, oder die Hausfrau, die früher mit 3 Fr. einkaufen ging, muß jetzt 9 Fr. in die Tasche stecken, sofern sie es hat. Aber nicht nur das: die Qualität ist so schlecht, daß der Verschleiß diese 150 Prozent Teuerung nochmals verdoppelt. Es ließen sich diese Bücher schreiben über die bitteren Klagen, die man überall hören muß wegen der mangelhaften Qualität. Überall, wo du, liebe Leserin, hingehen magst, ob zu Fabrikarbeitern, zu Bureau- und Handelsangestellten, zu Eisenbahnern und Holzarbeitern, zu Metall- oder Kopparbeitern, begegnest du den grauen Weibern: dem Mangel und den Schulden. Früher haben sie etwa noch Verstedens gespielt; jetzt können sie nicht mehr. Eines ist sonderbar: je größer die zwei ersten werden, ganz parallel wachsen in die Breite auch Sorge und Not, als würde das eine Schwesternpaar vom andern zehren

und dabei nimmt das andere doch nicht ab, sondern eher zu. So häßlich, vom Kopf bis zu den Füßen unästhetisch und widerlich der Anblick dieser Weiber ist, so haben sie doch auch ihr Gutes. Sie sind die größten Streit- und Unruhestifter in unserer heutigen wahnsinnig verkehrten Welt-„ordnung“. Schon Goethe sagt, der ja gewiß kein Sozialdemokrat war, von den Weibern, die vor der Tür des reichen Faust, der nach Weltbesitz gelüstet, Einlaß begehren: „Die Tür ist verschlossen, wir können nicht ein; drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht nein.“

Zwar hausen dort zwei Stiefschwestern der Sorge: die Furcht und die Angst, und im Hintergrund lauert der Bruder — der Tod. Mangel, Schuld, Sorge und Not haben nicht nur riesenhafte Leiber, sondern auch furchtbar gellende Stimmen. Das Geschrei tönt jenen so laut in den Ohren, so daß nur starke Nerven es aushalten, sie sind die Hezer und Wühler, die Konsumenten und Händler gegen die Produzenten, die Klein- gegen die Großhändler, die Industriearbeiter gegen die Bauern in ihrem Interessekonflikt aufstacheln und aufreizen. Die Arbeiter verlangen von ihren Arbeitgebern einen Ausgleich für den durch die Teuerung verminderten Geldwert; aber die Arbeitgeber stecken die Gewinne, die Profite in die schon großen Geldsäcke, verstopfen ihre Ohren und sehen sich nach größeren Absatzgebieten und noch besser rentierenden Methoden um. Die organisierten Arbeiter werden darüber erbittert, nehmen den Kampf um höhere Löhne oder Teuerungszulagen auf, denn die heitzlose Klasse der Lohnarbeiter und -arbeiterinnen verspürt die Wirkungen der Teuerung ganz anders, da sie ihr ganzes Einkommen für den Lebensunterhalt ausgeben muß und nie Reserven anlegen konnte. Für Arbeiterfamilien ist es etwas ganz anderes, wenn für Zichorien der Preisaufschlag (von Juni 1914—1917) 207,6 Prozent beträgt gegenüber dem Kaffee 21 Prozent; denn die Kaffeebrihue, die sie tags dreimal genießen, war wegen des teuren Kaffeepreises immer nur aus den nun rapid heraufgeschmolzenen Surrogaten hergestellt. Sie, die in normalen Zeiten auf Mais, Hafer und Teigwaren angewiesen waren, empfinden Preisaufschläge von 112, 156 und 93 Prozent auf diese Produkte und die unentbehrlichen Fette mit 89—185 Prozent Aufschlägen ganz anders, als die, die mit täglich guter Tafelbutter mit nur 46 Prozent und Honig mit 23 Prozent Aufschlag, mit Kalbfleisch 66 Prozent, nebst den reich assortierten Hamsternestern, sich täglich gut pflegen und nähren können. Für den Mittelstand und das Proletariat sind die Preisaufschläge von Seifen mit 126 Prozent, Petrol 81 Prozent und Brennspirit 130 Prozent von ganz anderer Bedeutung, als für Herrschaften, die ihre Frühjahrs- und Herbstkuren im Tessin oder an geschützten Gegenden des Vierwaldstätter- oder Genfersees zubringen, zur heißen Sommerszeit und für den Wintersport in einem komfortabel eingerichteten Bergshotel faulenzern und die Dienerschaft und Angestellten schifanieren. Sie bezahlen selbstverständlich ganz andere Preise; aber die Steigerung der Kartoffelpreise um 100 Prozent und die des Brotes um 70 Prozent kommt für sie fast gar nicht in Betracht, da immer noch reich besetzte Tafeln ihren Gaumen reizen, während für Proletarierkinder, Frauen und Männer der Arbeit die zugemessenen Rationen nicht reichen und sie trotz allem Sparen, trotz aller Einschränkungen bis zur Grenze des Unmöglichen nicht vor Hunger und Kälte geschützt sind. Auch die bestbezahlten Arbeiter und Arbeiterinnen merken, daß Stundenlöhne von 1 Fr. und mehr, trotz Ueberstunden und Akkord nicht mehr reichen, besonders da die Bekleidungsartikel doppelt so viel kosten wie vor Kriegsausbruch und sich so rasch abnützen, auf dem Wohnungsmarkt der Wucher bei der großen Wohnungsnot keine Grenzen kennt, so daß der schöne klembürgerliche Traum von der selbständigen Existenz und dem sorgenfreien Lebensabend durch jähes Erwachen zerstört wird.

Wie aber, fragst du liebe Leserin, machen es denn jene andern, daß die vier grauen Weiber nicht bei ihnen Einkehr halten, daß sie ihren Reichtum vermehren, während 200—230 Millionen Franken an Wohnaufbesserungen und

Teuerungszulagen, die von den Gewerkschaften der Schweiz den privaten und staatlichen Arbeitgebern abgerungen wurden, nicht ausreichen, die besitzlose Klasse vor Not und Entbehrungen zu schützen? Du darfst nicht vergessen, wer die Erzeuger sind. Es gibt ja in unserer Gesellschaft oft genug Väter und Mütter, die ihren Kindern den Eintritt ins elterliche Haus verbieten, sei es, daß sie nicht legal oder daß sie den Erzeugern unbequem sind. Das Kapital steht als gemeinste, sehr teure Dirne, jedem Unternehmen, das gut rentiert — dem Boden- und Häuserpekulanten, allen Kriegsindustriellen, den Lebens- und Genußmittelfabrikanten zu Willen und zeugt auf der einen Seite enorme Reichtümer, auf der andern immer aufs neue Mangel, Sorge, Not und Schuld. Die Besitzer des Kapitals streichen den Mehrwert ein, den das Kapital aus den Arbeitskräften oder den Produkten gezogen. Die einzige Leistung dieser Kapitalisten besteht darin, daß sie das Kapital immer wieder gut anbringen. Vermittler oder Zuhälter sind eine Menge da, und direkte wie indirekte Wege, ein vielverschlungenes Netz: Telephon und Telegraph, andere Techniken und Wissenschaften und die treuesten Diener, Kredit und Anspruchslosigkeit der Arbeiterschaft die treuesten Wächter. Ich denke dabei nicht nur an Preistreiber, Wucherer, Schieber und Samster, sondern an alle, die in voller Gesundheit und Lebenskraft eine arbeitslose Existenz vor und während der Kriegszeit führen.

Während Bund, Kantone und Gemeinden bereits über hundert Millionen aufwenden mußten, um die ärmsten Volksschichten vor direkter Hungersnot zu schützen, ist es den Großkapitalisten und Großbauern gelungen, ihren Reichtum zu vermehren. Die Regierungen und „Volks“vertretungen kennen die Finanzlage und Abrechnungsergebnisse von Banken und Aktiengesellschaften mit den stets steigenden Reingewinnen und den Dividenden der Aktionäre, sie wissen, wie Kapitalisten und Großbauern die Kriegsnot zur Profitmacherei benützen. Wer an eine reine Demokratie glaubt, würde nun annehmen, die „Volks“herrschaft“ würde vor allem dem fortwährenden Zeugen von Mangel, Schuld, Sorge und Not einen Kiegel stoßen. Weit gefehlt! Gemeindef-, Kantons- und Bundesregierung auch der ältesten Demokratie sind treue Anhänger und Hüter des Kapitals und der Profitinteressen viel eher, als daß sie es bekämpfen. Sie schmeißen die ganze Arbeiterbevölkerung samt Kleinbürgertum und Fitzbesideten zu den -- Armen- und Almosenempfängigen!

Wenn du je geglaubt hast, die Regierungen und Regierenden werden uns von den vier grauen Weibern befreien, dann hat doch gewiß die Kriegszeit dich eines andern belehrt. Wann und wo der Bundesrat um Hilfe angerufen wurde, dann kam er — immer erst viel, viel zu spät, erst wenn das Privatinteresse der Besitzenden gewahrt war, weil diese eben den Staatsapparat in Händen haben und die größte Volksklasse, die der Lohnarbeiter den Gang der Wirtschaftsmaschinerie, den Erzeugern von Mangel, Schuld, Not und Sorge überläßt, höchstens am Arbeitsplatz oder im Treppenhaus tüchtig schimpft, an den eigenen Kindern oder andern Angehörigen seine Wut ausläßt, im übrigen den Gewerkschaftern und Sozialdemokraten von Ferne zuschaut bei Protesten, Demonstrationen und Streiks. Fühlst du denn nicht, daß sie allein es sind, die die grauen Weiber beseitigen möchten, erkennst du denn nicht, daß du ihnen beistehen mußt? Von 800,000 Lohnarbeitern sind erst 130,000 gewerkschaftlich und, 35,000 politisch organisiert. Zu welchen gehörst du? Meinst du auch: Auf mich kommt es nicht an? Dann wundere dich nicht, wenn Mangel, Not, Sorge dich noch mehr quälen, dann ist es auch d e i n e S c h u l d. Nicht einzeln kannst du dich von ihnen frei machen, sondern ich berufe mich hier auf unsern Altmeister Marx, der dem Proletariat zurief, es müsse als Klasse seine eigenen Befreier werden.

Volksküchen und Massenspeisungen, eine zeitgemäße Forderung.

Niederum, und diesmal eindringlicher denn je, erheben wir am 1. Mai die Forderung des Achtstundentages für alle Berufsarbeiter und -arbeiterinnen. Niemand aber denkt daran, der vielgeplagten Hausfrau und Mutter die Arbeitszeit auf nur acht Stunden zu reduzieren, ihr Arbeitstag beträgt oft genug 16 und noch mehr Stunden, er beginnt mit dem Morgengrauen und endigt erst, wenn alles ringsum in tiefem Schummer liegt, besonders dann, wenn die Frau tagsüber dem Erwerb nachgehen muß. Es kann für die Hausfrau von einem Achtstundentag keine Rede sein, solange sie noch über Gebühr von dem privaten Haushalt und besonders von der Einküchle in Anspruch genommen wird.

Durch das starre Festhalten unserer Hausfrauen an ihrer Privatküche gehen aber unglaublich viel Zeit, Kraft und Geldwerte verloren. Obwohl der Gedanke der Massenspeisung kein neuer ist, scheiterte die Einführung derselben immer wieder an überlieferten Vorurteilen und speißbürgerlicher Verbohrtheit. Vorläufer des Sozialismus, wie Charles Fourier u. a. brachen längst eine Lanze im Kampf gegen die Einküchle. Auch August Bebel führt in seinem berühmten Buch „Die Frau und der Sozialismus“ folgendes über die Privatküche aus:

„Sie ist für Millionen von Frauen eine der anstrengendsten, zeitraubendsten und verschwenderischsten Einrichtungen, bei der ihnen Gesundheit und gute Laune abhanden kommt und die ein Gegenstand der täglichen Sorge ist, namentlich wenn, wie bei den allermeisten Familien, die Mittel die knappsten sind. Die Beseitigung der Privatküche wird für ungezählte Frauen eine Erlösung sein. Die Privatküche ist eine ebenso rückständige und überwundene Einrichtung wie die Werkstatt des Kleinmeisters, beide bedeuten die größte Unwirtschaftlichkeit, eine große Verschwendung an Zeit, Kraft, Heizmaterial, Nahrungstoffen usw.“

Es ist merkwürdig, daß man in der Errichtung von Volksküchen auf so großen Widerstand stößt, sollte man doch voraussehen dürfen, daß die geplagten Hausfrauen gerne auf ihren magern „Familientsch“ verzichten und eine Institution mit Jubel begrüßen würden, die dazu angetan ist, die Opfer an Zeit und Geld auf die Hälfte zu reduzieren. Daß dies nicht der Fall ist, beweisen die an vielen Orten in der Schweiz bei Kriegsausbruch eingeführten Suppen- und Volksküchen, die zufolge mangelnder Frequenz wieder eingingen. Der Fehler ist wohl an den Volksküchen selbst zu suchen, die nicht das zu bieten vermochten, was man billigerweise von ihnen verlangen durfte. Die sogenannten „Volksküchen“ trugen bis heute allzusehr das Odium der Wohlthätigkeit oder Armengenossigkeit an sich, sie wurden nur für diejenige Klasse errichtet, welche sich infolge konstanter Ebbe im Geldbeutel gezwungen sah, dieses letzte Hilfsmittel in Anspruch zu nehmen. Dadurch wurde die Herstellung der Speisen im Großen zu einer Klasseninstitution der Merkmächtigsten und zu einer Almosenpenderei herabgewürdigt und so die bestehende Abneigung gegen die Massenspeisung noch bedeutend vergrößert.

Ferner ist zu bemerken, daß bei den heutigen hohen Lebensmittelpreisen keine Massenspeisung betrieben werden kann ohne Zuschuß aus öffentlichen Geldern. Soll sich die Volksküche mit den nicht unwesentlichen Betriebskosten selbst erhalten nur aus dem Erlös der verabsorgten Speiserationen, so kommt der Preis der Letztern im Verhältnis des Gebotenen viel zu teuer.

Auch in der Leistung der Volksküchen sind arge Fehler begangen worden. Man genierte sich nicht, irgend eine arme Tagelöhnerin als „Suppenfrau“ anzustellen, die wohl mit wenig Lohn zufrieden war, aber keineswegs die Fähigkeiten besaß, die großen Speisemengen regelrecht zuzubereiten. Da auch die Einrichtung zu wünschen übrig ließ (Handstatt Maschinenbetrieb), und an Speisen nicht die gewünschte